

soziologie heute

das soziologische Fachmagazin

in Kooperation
mit dem

BDS Berufsverband Deutscher
Soziologinnen und Soziologen e.V.

Protest

Die katalanische Sackgasse

Camping

Unterwegs zuhause bleiben

Gesprächiges Schweigen

Schleierhaft? Die Muslima in der Sprechstunde

Lebensgefühl

Bossa Nova

Ruhestand

Auf dem Weg in die bittere Armut

Kritik

Verstehen und Erklären

Klassiker

Ferdinand Tönnies

Philosophie

Derek Antony Parfit

My life seemed like a glass tunnel, through which I was movin faster every year, and at the end of which there was darkness. When I changed my view, the walls of my glass tunnel disappeared. I now live in the open air. There is still a difference between my life and the lives of other people. But the difference is less. I am less concerned about the rest of my own life, and more concerned about the lives of others.

Antony Parfit

Geschichten
aus:

„Gesprächiges Schweigen eines Unterhundertjährigen“

von Hermann Strasser

Im April-Heft von *soziologie heute* präsentierte ich zwar nicht den ursprünglich geplanten Auszug aus meiner Lebensmitschrift, der mit den Amokläufen in den U.S.A. zu tun hatte. Dafür aber einen Artikel, der sich mit den Amokläufen ausführlicher beschäftigte und die aktuelle Debatte berücksichtigte. Ausgangspunkt waren auch darin meine lebensmitschriftlichen Notizen zum Amoklauf in Newtown, Connecticut, im Dezember 2012.

In **Folge 2** möchte ich die Begegnung mit einer Studentin in den Mittelpunkt rücken.

Schleierhaft? Die Muslima in der Sprechstunde

Dazu notierte ich am **6. April 2011** in der Lebensmitschrift:



Foto: pexels (CCO)

Das Leben kann einen in den Wahnsinn treiben, jedenfalls dann, wenn mehrere unerwartete Ereignisse aufeinanderfolgen oder zur gleichen Zeit zusammenkommen. So war ich gestern zur Jahresuntersuchung im Herzzentrum Duisburg-Meiderich, und man stellte Unregelmäßigkeiten beim BelastungsEKG fest, das in Verbindung mit meinen immer wieder auftretenden Beschwerden – Atemnot und Druck unter dem Brustbein bei Belastung – den Kardiologen Prof. Schöls dazu veranlasste, mir diese Untersuchung zu empfehlen. Und wenn, wie er sagte, es nur der Gewissheit wegen sei. Eine ähnliche Empfehlung hatten im vergangenen September bei einer Untersuchung im Klinikum Schwabing allerdings schon Prof. Sack und unser Schwiegersohn Dr. Michael Weber abgegeben. Da kann man nur sagen: Dös a no! Das deshalb, weil die seelische Belastung durch die nicht vorankommende Aufräumeri sehr stark ist – trotz der Frist 1. Mai, die allerdings von Kollegen Wömpener, der die Projekträume in der Bismarckstraße bezieht, freundlicherweise großzügig gehandhabt wird. Und das Tag und Nacht. Ich wache immer wieder mit diesen sorgenvollen Gedanken auf, und es dauert lange, bis ich weiterschlafen kann. Das hat nichts mit Abschied von der Wissenschaft oder der Uni zu tun, nein: nur mit dem Ordnen und Reduzieren der vielen Ordner, Mappen, Manuskripte usw., also mit Umrüsten und Abrüsten.

Vielleicht ist es eine Art von Abschied. Jedenfalls bringt er mich ganz schön aus der Bahn. Dazu kommt schließlich die nach wie vor unentschiedene Frage, ob wir eine Zweitwohnung in Österreich erwerben sollen oder nicht. Der Wille und der Wunsch sind zwar da, aber nicht das Objekt, das man sich auch leisten kann und will – von der Standortfrage Salzburg und Umgebung oder Altenmarkt im Pongau einmal abgesehen. Und dann kommen im letzten Augenblick auch noch Diplomanden, die ich schon lange nicht mehr gesehen habe, mit dem Wunsch in die Sprechstunde, doch noch im letzten Augenblick vor dem Aus-

laufen der geltenden Diplomprüfungsordnung ihre Diplomarbeit schreiben zu wollen. Auch da konnte ich nicht Nein sagen; allerdings war der Beratungsaufwand enorm. Alle vier Diplomarbeiten liegen dann im August auf meinem Schreibtisch. Dazu kommen noch die im Herbst fälligen Dissertationen. Das erzeugt Druck, den ich früher mit Leichtigkeit abgeschüttelt hätte.

Ich gebe offen zu, diese Sorgen können einen sehr bedrücken. Und ich verstehe jetzt, warum manche ältere Menschen so ruhig werden, angeblich nachdenklich, aber tatsäch-

lich bedrückt sind und sich in der Nähe einer Depression bewegen. Ich verstehe auch, warum manche Menschen unter diesen Umständen ans Sterben denken, es vielleicht sogar vorziehen würden. Letzteres tue ich zwar nicht, aber daran denken schon. Wie sagte Leo N. Tolstoi doch so richtig: „Das Glück besteht nicht darin, dass du tun kannst, was du willst, sondern darin, dass du immer willst, was du tust.“ Ich hoffe sehr, dass ich durchhalte, alles überstehe und wieder will, was ich tue. Ja, Glück muss man können, nicht nur haben. Das Leben – ein Wahnsinn? Es reicht schon, wenn es nur manchmal so ist.

Ein ganz anderes Gefühl verschaffte mir allerdings eine Studentin, eine Muslima, die nicht nur nett und sympathisch war, auch einige meiner Seminare besucht hatte, aber mit dem Studium einfach nicht weiterkam. Sie trug meistens einen Hidschab, die übliche Kopfbedeckung muslimischer Frauen, manchmal auch einen zweiteiligen al-Amira um Kopf und Schulter, hin und wieder kam sie im Tschador, einem langen schwarzen Kleid mit Kopfbedeckung, allerdings ohne Schleier. Sie verstand das nicht als modisches Accessoire. Männern, auch mir, verweigerte sie die Hand beim Gruß. Nur die Verwandtschaft und der künftige Mann waren da ausgenommen.

Auf meine Frage, ob sie akzeptieren könne, dass Muslime sich gerne auf den Koran beziehen, wenn es um ihre Freiheit, besonders gegenüber Frauen, gehe, antwortete sie mit einem klaren Ja. Dennoch konnte sie sich ein Lächeln nicht verkneifen, als ich abschließend anmerkte, dass den muslimischen Männern im Durchschnitt die Pflichten des Korans ziemlich egal seien. Ihr war das nicht egal, auch wenn sie das Kopftuch zwar ständig auf dem Kopf, aber nicht im Kopf hatte. Sie trug das Kopftuch und alles Weitere aus Überzeugung, deshalb war es für sie nicht unerträglich, wie für so manche Muslima, immer nur daran zu denken, ob es auch richtig sitze und man korrekt gekleidet sei. Für sie war weder die verweigerte Handreichung noch das Kopftuch eine Frage des politischen Islams oder eine Frage der Erziehung und der kulturellen Grenzen zwischen islamischen und westlichen Gesellschaften, sondern eine Frage der Religion, ihres Glaubens. Die freiheitsfeindliche Seite des Kopftuches oder des verweigerten Handschlags stand für sie ebenso wenig zur Debatte wie die Frage, ob der muslimische Mann die Frau mit Kopftuch als Heilige, als Maria betrachtete, weil sie sich dem Reinheitsgebot unterwarf, oder in ihr eine Prostituierte, eine Hure, sah, wenn sie das nicht tat. Schleierhaft?

Und sie wollte eine Diplomarbeit übers Kopftuch schreiben – ein Thema, das mich auch sehr interessierte, schon immer interessierte, weil ich das Kopftuch meiner Mutter, meiner Oma und der Frauen in der Zeit meiner Kindheit und Jugendzeit noch deutlich vor Augen hatte. Das Tragen des Kopftuches verband meine Mutter vor allem mit dem Wetter, dem Einkaufen im Ort und der Kirche. Die Muslima hatte sich vorgenommen, anhand dieses Themas sich nicht nur mit der muslimischen Tradition und den westlichen Erwartungen auseinanderzusetzen, sondern diese Kulturunterschiede auch miteinander zu verbinden. Für sie waren Frömmigkeit und aufgeklärtes Denken ohnehin kein Widerspruch, schon eher die Aufgabe, die verschiedenen Traditionen des Islams auf einen Nenner und mit der Ausbildung

der Imame in Einklang zu bringen. Einmal verließ sie zu Tränen gerührt unsere Diskussion, als für sie klar zu sein schien, dass das Kopftuchverbot für Lehrerinnen und die Ausbildung der Imame in der Türkei nicht zu vereinbaren seien. Sie fügte nur hinzu, dass es darüber wohl mit den in Deutschland operierenden Islamverbänden wie DITIB keine Verständigungschance auf Dauer geben dürfte – trotz oder gerade weil inzwischen Studiengänge für islamische Theologie eingerichtet worden waren.

Aber irgendwann endeten unsere Diskussionen, und ich musste, so leid es mir tat, ihr endgültig absagen, ihre Diplomarbeit zu betreuen, zumal noch immer nichts auf den Tisch gekommen war und keine Termine eingehalten worden waren.

Es tat mir auch leid, weil sie ein heller Kopf war, dem klar vor Augen stand, dass es in deutschen und österreichischen Schulen nicht so weitergehen könne. Immerhin hat etwa ein Drittel der Schüler und Schülerinnen in den Klassen der Grundschulen und der ersten Sekundarstufe einen Migrationshintergrund, und es sind kaum Lehrer vorhanden, die über die Grenzen ihrer Kultur hinaus verstehen können und bereit sind, so zu denken und das in ihrem Handeln zu berücksichtigen. Ich konnte ihr in diesem Punkt nur Recht geben, zumal wir schon vor Jahrzehnten immer wieder Studien diskutierten und sie zum Anlass der Kritik am modernen Schulsystem nahmen, weil sie die klare Dominanz der Lehrer aus der sozialen Mittelschicht belegten. Die Herkunftsaspekte aus unteren Schichten wurden dabei nicht nur beiseite geschoben, sondern Schüler mit Migrationshintergrund oft auch schlechter beurteilt – und das nicht nur in Deutschland und Österreich.

Aktueller Kommentar:

Inzwischen hat die Diskussion um **Kopftuch** und **Verschleierung** in Europa Fahrt aufgenommen. Auch wenn die beiden Beispiele meiner Mutter und der muslimischen Studentin in verschiedenen Zeiten und Orten spielen, demonstrieren sie, dass dasselbe Stück Stoff auf dem Kopf und dem Leib an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Bedeutungen hat.

So ist heute im laizistischen Frankreich das Tragen von Kreuz, Kippa und Kopftuch in Schulen und Universitäten zwar verboten, aber vom Unterricht ausgeschlossen wurden bisher nur Mädchen mit Kopftuch. Dadurch wird Toleranz durch die fundamentalistische Hintertür in Frage



gestellt. Markus Söder lässt grüßen, auch wenn sich in Deutschland das Kopftuchverbot vom Gerichtssaal ins Klassenzimmer verschoben hat und dort das Kopftuch, auch von Lehrerinnen, so lange getragen werden kann, solange darüber kein Streit entsteht. Außer in Berlin. Setzt man aber das Tragen eines Kopftuches mit der Diskriminierung der Frau gleich, wird die Frau nicht als Mensch anerkannt, sondern auf ihre Sexualität reduziert und als Eigentum des Ehemanns oder der Familie ausgelegt, wie die Literaturwissenschaftlerin Barbara Vinken unlängst im evangelischen Magazin *chrismon* argumentierte.

Historisch gesehen, hat es im Judentum, Christentum und Islam für die Kopfbedeckung schon immer strenge Vorschriften für Frauen gegeben. Was der Mensch auf Kopf und Körper trägt, prägt den Menschen, wie nicht nur das Kopftuch, sondern auch die männlichen und weiblichen Hüte illustrieren. Die Hüte schützten nicht nur gegen Sonne und Staub, sondern waren auch Ausdruck sozialer Zugehörigkeit, ständischen Bewusstseins, einer politischen Haltung und religiösen Ausrichtung. Nicht nur für den Papst noch heute, auch für die SS und in den KZ waren sie Ausdruck der Macht. So wenig wie vor 100 Jahren die Badeanzüge der Frauen keine nackten Beine und keinen nackten Bauch zeigen durften, so wenig ist heute der Burkini nur als reines Modeaccessoire zu verstehen. Sein Verbot an den Stränden Südfrankreichs wurde 2016 gekippt.

Nicht erst der Hosenanzug, schon der Bikini, das nackte Knie und die Mäh-



Bild links:
iranische Frauen
mit Hijab

Bild Mitte:
Frauen mit
Tschador

Bild rechts:
Frauen mit
Burka

alle Fotos:
wikimedia commons

ne am Kopf machten deutlich, wie sehr die Kultur, unsere Lebensweise, dem Wandel unterworfen ist. Auch seine Bandbreite bei den Frauen, die vom Kopftuch bis zur Ganzkörperverschleierung reicht, wird immer eine Herausforderung für die Menschen sein. Ganz abgesehen davon, sind auch die Gebote, wie Kopf und Körper verhüllt werden sollen, aus dem Koran nicht eindeutig ableitbar. So ist z. B. in Saudi-Arabien die weibliche Regelkleidung der Niqab – langes Gewand, Kopftuch und Stoff vor dem Gesicht – und im Iran der Tschador, der Kopf und Körper mit einem schwarzen Tuch verhüllt.

Die Positionen zum Burka-Verbot fallen ohnehin recht wackelig aus und reichen von der freien Entfaltung der Persönlichkeit über die Abgrenzung und den religiösen Fundamentalismus bis zum Zeichen der Unterdrückung und Diskriminierung von Frauen. So gilt in Belgien, wo, wie in Frankreich, Bulgarien und im Schweizer Tessin, die Burka verboten ist, die Burka für viele Abgeordnete als „mobiles Gefängnis“, während man in Norwegen von einem modischen Gewand spricht. In Österreich verbietet das Anti-Gesichtsverhüllungsgesetz (AGesVH) die Burka und den Niqab nicht ausdrücklich. Es geht vielmehr darum, wer in der Öffentlichkeit seine „Gesichtszüge durch Kleidung oder andere Gegenstände in einer Weise verhüllt oder verbirgt, dass sie nicht mehr erkennbar sind“. Davon können auch Träger von großen Sonnenbrillen oder von Mundschutz betroffen sein. Aber auch die Freude von so mancher arabischen Frau dürfte damit zu Ende

sein, in den Zeller See im Pinzgau zu springen und unter Wasser ihr Dirndlkleid unter der Burka zu enthüllen.

Auch wenn der säkulare Staat für sich in Anspruch nimmt, die kulturelle Vielfalt und damit auch die individuelle Religionsfreiheit zu verteidigen, wird es den Disput zwischen Schleierbefürwortern, die sich auf die Religionsfreiheit berufen, und Schleiergegnern, die das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung in den Vordergrund rücken, weiterhin geben. So gibt es keine grundsätzlichen Antworten von deutschen Gerichten und Länderparlamenten; sie üben sich eher in „Abendlandklauseln“.

Burka und Kopftuch als gesellschaftliche Unterdrückung hin, als persönliche Selbstbestimmung her, über das eigentliche Problem gibt es kaum eine Diskussion: „Die tiefste Kluft zwischen der muslimischen und westlichen Welt“ sei die Sexualität, wie die Berliner Anwältin Seyran Ates in ihrem Buch *Der Islam braucht eine sexuelle Revolution* deutlich macht.

Während in der christlichen Tradition Sexualität als sündig gilt, nehmen Juden und Muslime keine Trennung von Geist und Körper vor, sondern wollen die Sexualität in die Bahnen von Ehe und Familie lenken. So wird die sittsame Kleidung geradezu als Befreiung verstanden, weil sie dem Eheleben mehr Genuss verschafft. Der Schleier gehört sozusagen zur Unverletzlichkeit der eigenen vier Wände. In der westlichen Vorstellung von Leitkultur werden aber Schleier und Kopftuch zu Symbolen der Unterdrückung, hinter der man nicht selten die am weiblichen Körper befestigte Fahne der Salafisten vermutet.

Zusammengefasst bleibt es beim *Pro* für den Schleier als subtiles Instrument der Verführung und beim *Contra* als Symbol für die Unterdrückung von Individualität und Sexualität, auf dass weiterhin ideologische Schlachten über den Frauenkörper geführt werden. Ist der Schleier eine Frage der freien Entscheidung? Deshalb fragt auch die amerikanische Feministin Naomi Wolf, ob er zwangsläufig als



1930er Jahre:
Grünmarkt in
Salzburg (A) mit
Rosa Zillinger, H.
Strassers Oma

Foto:
Hermann Strasser
(privat)

Unterdrückung gesehen werden müsse. Würde in den meisten westlichen Gesellschaften, die schon immer Einwanderungsgesellschaften waren, sich aber nicht immer so verstehen, das Kopftuch sichtbarer, bekäme es neue, vielfältigere und damit befreiende Bedeutungen.

Die meisten Menschen z. B. in Deutschland, Österreich, Großbritannien und Frankreich sind gegen die Burka. Auch wenn in diesen Ländern nur wenige Frauen Burka tragen, kann man nicht darüber hinwegsehen, dass sich die Burkaträgerin der sozialen Kommunikation entzieht und damit menschliche Beziehungen, auf denen die Gesellschaft basiert, verhindert. Das kann Toleranz nicht ausgleichen. In Frankreich ist auch die Mehrheit der muslimischen Frauen gegen das Kopftuch in staatlichen Schulen, vor allem wegen der Einschüchterungen durch die Männer. Es sei nach wie vor diese Angst vor den Männern und der Stigmatisierung, die muslimische Frauen nicht mit einer Stimme sprechen lasse, wie auch Irshad Manji beklagt, die aus Uganda flüchtete und jetzt an der New York University das „Moral Courage Project“ leitet.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass wir nach wie vor mit dem Entwicklungsproblem der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen zu kämpfen haben.

Strasser, Hermann

geb. 1941 in Altenmarkt im Pongau. Von Dez. 1977 bis Feb. 2007 Lehrstuhlinhaber für Soziologie an der Universität Duisburg-Essen. Seit März 2007 Emeritus. Autor bzw. Herausgeber von mehr als 30 Büchern und über 300 Aufsätzen in in- und ausländischen Zeitschriften. Zuletzt erschien von ihm ein Sammelband mit autobiografischen Kurzgeschichten *Gestatten, bestatten!* (2012) sowie seine Autobiografie *Die Erschaffung meiner Welt: Von der Sitzküche auf den Lehrstuhl* (3. Aufl., 2016). Die Lebensmitschrift über zehn Jahre „Gesprächiges Schweigen eines Uhus: Altern – Selbstmord auf Raten?“ ist noch nicht veröffentlicht.

40 Jahre „Tunix“ Kongress Westberlin 1978

von Wolfram Wagner



In seinem Spionagethriller „Eine kleine Stadt in Deutschland“ aus dem Jahr 1968 lässt der Autor John Le Carré einen fiktiven Bonner Abgeordneten – der wohl dem 1990 verstorbenen deutschen SPD-Politiker und Emigranten Herbert Wehner nachempfunden ist – über die Jugendrevolte im Deutschland der 60er Jahre sagen, dass diese jungen Leute nicht dagegen protestieren, dass ihre Eltern den Krieg angefangen haben, sondern dass sie ihn verloren haben... Genau wegen diesem Aspekt ist der Roman bis heute kontrovers.

Man weiß nämlich nicht, ob der Krimiautor nicht doch nur im Sinn des Apo-Aktivistens verkaufsfördernd provozieren wollte, sicher ist aber, in den USA gab es eine gesellschaftliche Gegenbewegung, deren Ideale auch nach Deutschland schwappten, aber mit der Apo-Bewegung um 1968 in der BRD nicht ihr Ende fanden.

Vor 40 Jahren, am 27. Januar 1978 begann im Audimax der Technischen Universität in Westberlin der „Tunix“-Kongress, um den Zustand der politischen Depression und Repression zu beenden, in dem sich die Linken und Alternativen nach dem „Deutschen Herbst“ 1977 befanden. In diesem eisigen Klima kursierte seit Dezember 1977 ein Flugblatt, mit dem dazu aufgerufen wurde, sich am imaginären „Strand von Tunix“ zu versammeln: „Uns langt’s jetzt hier! Der Winter ist uns zu trist, der Frühling zu verseucht, und im Sommer ersticken wir hier. Uns stinkt schon lange der Mief aus den Amtsstuben, den Reaktoren und Fabriken, von den Stadtautobahnen (...) Sie haben uns genug kommandiert, die Gedanken kontrolliert, die Ideen, die Wohnung, die Pässe, die Fresse poliert. Wir lassen uns nicht mehr einmachen und kleinmachen und gleichmachen. Wir hauen alle ab! Zum Strand von Tunix!“ (vgl.Höge 2018, S.11)

In dieser Situation wurde auch die Idee einer linken Tageszeitung als kollektives Projekt „angedacht“. In Frankreich und in Italien gab es das bereits, mit *Liberation* und *Il Manifesto*. Doch in der BRD existierten nur lokale Stadtmagazine. Außerdem gab es in Frankfurt am Main den „Informationsdienst zur Verbreitung unterbliebener Nachrichten“ sogenannter undogmatischer Gruppen und in Westberlin den linkssozialistisch ausgerichteten „Extra-Dienst“. Das „Zeitungsprojekt“ sollte nun auf dem von einigen Westberlinern vorbereiteten „Tunix“-Kongress auf breiter Basis diskutiert werden, zusammen mit etlichen weiteren Ideen für linke Projekte. „Etwas Besseres als den Tod finden wir überall“ lautete das Motto, das aus dem Märchen über die Bremer Stadtmusikanten stammt (vgl.ebenda).

Manche dachten auch nur, man müsse eine neue Partei gründen, um die Erfüllung im Hier und Jetzt zu finden. Das Protestpotential der Ökologie- und Alternativbewegung sollte so kanalisiert werden. Eine wichtige Rolle spielte dabei zunächst der Düsseldorfer Kunstprofessor Joseph Beuys. Beuys kandidierte schon bei der Bundestagswahl 1976 in einem Düsseldorfer Wahlkreis für die „Aktiongemeinschaft Unabhängiger Deutscher“ (AUD). Beuys wurde in 1979 noch Spitzenkandidat der „Sonstigen Politischen Vereinigung“ (SPV) der „Grünen“, die damals bundesweit 3,2 Prozent der Zweitstimmen erreichte. Bereits zur Bundestagswahl 1983 erreichte Beuys keinen sicheren Listenplatz mehr und zog dann konsequent seine Kandidatur für die Bundestagslegislaturperiode ab März 1983 zurück und verließ auch noch kurz darauf die seit 1980 nun Partei *Die Grünen* mit der Begründung: „Die Grünen sind eine verdammt langweilige Partei geworden“.

Dieses Beispiel mag verdeutlichen, dass einige Alternativkonzepte für die Gesellschaft für manche Idealisten genau in die gleiche Depression und Repression mündete.